

JOSEF JANDA

Erziehung zur Liebe

Religionspädagogische Überlegungen zum Sexualverhalten Jugendlicher

Spätestens seit dem Buch von A. Husslein über das Sexualverhalten Jugendlicher in Österreich¹ ist man sich bewußt, wie weit auf diesem Gebiet kirchliche Normen und Praxis auseinandergehen. In dieser Situation bringt weder die pauschale Verurteilung, noch das Verschließen der Augen etwas. Die vorliegende Studie plädiert für ein differenziertes und verantwortungsbewußtes Eingehen des Pädagogen auf die Gegebenheiten und für eine positive Erziehung zu echter Liebe. (Redaktion)

Vorbemerkungen

Der Graben zwischen der von der Kirche offiziell vertretenen Sexualmoral und den Auffassungen, die diesbezüglich in der heutigen Gesellschaft herrschen und damit auch das Verhalten der Jugendlichen bestimmen, ist so breit geworden, daß eine Verständigung immer schwieriger wird. Auch Menschen, die sich kirchlich gebunden fühlen, orientieren sich in diesem Bereich immer weniger an den Aussagen der Kirche. Jugendseelsorger, die um die Taubheit gegenüber kirchlichen Sexualnormen wissen, reden weniger darüber, da sie wissen, daß ihre Äußerungen dazu nicht gefragt sind; dies trägt ihnen aber andererseits den Vorwurf ein, daß sie aus Angst vor Unbeliebtheit ihrer Aufgabe nicht gerecht werden.

Die Ursachen für diese Schwierigkeiten sind vielfältig. Zu den „normalen“ Schwierigkeiten, die mit einer richtigen Bewältigung der Sexualität immer verbunden waren, kommen gegenwärtig die großen gesellschaftlichen Veränderungen. Es wird abweichendes Sexualverhalten nicht nur praktiziert, sondern öffentlich vertreten, ja sogar als Zeichen eines befreiten Menschseins gefordert. Kirchlicherseits gilt aber das Festhalten an den tradierten Sexualnormen als an einem unabänderlichen göttlichen Gebot oft als Zeichen der Rechtgläubigkeit.

In dieser Situation ist es keine sehr dankbare Aufgabe, sich öffentlich mit Fragen der Sexualpädagogik auseinanderzusetzen. Die Gefahr ist groß, entweder die Realität aus dem Auge zu verlieren, da man zu sehr um gültige Normen bemüht ist, oder zugunsten der tatsächlichen Situation die Zielvorstellungen zu verkürzen.

Zur allgemeinen Unlust, sich in diesen Fragen zu exponieren, kommt noch, daß es auch gar nicht leicht fällt, das tatsächliche Verhalten der Jugendlichen richtig einzuschätzen. Trotz aller (scheinbaren?) Offenheit und Bereitschaft, über alles zu reden, wird über das eigene Sexualverhalten kaum gesprochen. Es läßt sich also nicht mit Sicherheit sagen, wieweit theoretisch vertretene Auffassungen auch tatsächlich praktiziert werden.

I. Die Frage nach der realen Situation

Der Erzieher sieht sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, nicht nur Erziehungsziele überlegen zu müssen, d. h. nachzudenken, welche Eigenschaften und Verhaltensweisen für ein glückliches Leben und Zusammenleben der Menschen

¹ HUSSLEIN A., *Voreheliche Beziehungen*. Eine empirische Studie zum Sexualverhalten der 14- bis 18jährigen in Österreich. Herder, Wien-Freiburg-Basel 1982. Ppb. S 198.-.

wichtig sind; er sollte auch die tatsächlichen Verhaltensweisen kennen und richtig einschätzen. Die richtige Balance zwischen beiden zu finden, ist in der erzieherischen Praxis noch schwieriger als in der Theorie. Die Möglichkeiten und Fähigkeiten des konkreten Menschen wollen bedacht sein, der Jugendliche soll gefordert, aber nicht überfordert werden.

Beim Bemühen, die konkrete Situation zu überblicken, ist zu beachten, daß bei allem Bemühen um Objektivität der eigene Standpunkt nie ganz auszuschließen ist. Subjektiv ist bereits die Auswahl der Fakten, auf die man das Augenmerk legt. Außerdem bedürfen die Fakten einer Deutung; erst dadurch bekommen sie ja ihre Bedeutung.

Was für den einen z. B. Ausdruck von Emanzipation und sexueller Befreiung ist, ist für den anderen Zeichen des Verfalls; was der eine als natürlich bezeichnet, nennt der andere Versagen; der eine empfindet als unreif, was der andere als böse versteht usw.

Trotz dieser Schwierigkeiten wird man doch immer wieder um eine möglichst getreue Erfassung der Realität bemüht sein. So greift man auch dankbar und neugierig nach einer empirischen Untersuchung, die die Frauenärztin Dr. A. Husslein in den Jahren 1975 bis 1979 an österreichischen Schulen durchgeführt und 1982 veröffentlicht hat (vgl. Anm. 1).

Als Frauenärztin war Husslein beruflich häufig mit Konflikten Jugendlicher auf sexuellem Gebiet konfrontiert, weiters wurde sie immer wieder auch in Schulen zur Sexualaufklärung eingeladen. Die Diskrepanz, die offensichtlich zwischen dem Bild, das Eltern von ihren Kindern haben, und der Realität besteht, veranlaßte sie, den Sachverhalt empirisch zu untersuchen. Die Erhebung sollte ein größeres Verständnis für die Jugendlichen und ihre Situation bewirken. Trotz ihrer Absicht, die Fakten möglichst wertfrei darzustellen, ist sie sich dessen bewußt, daß schon in die Fragestellungen eigene Wertvorstellungen einfließen. 2809 Fragebögen von Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren konnten ausgewertet werden (davon 56 Prozent Mädchen und 44 Prozent Burschen); ungefähr die Hälfte der Befragten besuchen die Berufsschule, der Rest verteilt sich auf Handelsakademie, allgemeinbildende höhere Schulen und polytechnische Lehrgänge.

Außer Tirol und Steiermark, wo die Untersuchung durch die Schulbehörden nicht gestattet wurde, sind alle österreichischen Bundesländer vertreten. Ungefähr die Hälfte des Buches nimmt die Dokumentation ein, die den Fragebogen und die Grundtabellen umfaßt.

Die Fakten werden möglichst wenig gedeutet, dem Leser werden aber die Voraussetzungen in die Hand gegeben, daß er selber seine Folgerungen ableiten kann. Man hat den Eindruck, daß die Untersuchung seriös und behutsam durchgeführt wurde.

Sie gibt einen Blick auf die Realität frei, den der einzelne in dieser umfassenden Weise nicht haben kann. Die im folgenden herausgegriffenen Beispiele sollen den Interessierten anregen, sich mit dem gesamten Material auseinanderzusetzen. Von den befragten Jugendlichen haben 41 Prozent der Mädchen und 36 Prozent der Burschen Geschlechtsverkehr; besonders hoch ist der Anteil der Berufsschüler (61 Prozent der Mädchen, 52 Prozent der Burschen). Mit 17 Jahren haben bereits 50 Prozent der Befragten Verkehr, mit 18 Jahren 65 Prozent und mit 19 Jahren 75 Prozent, wobei in diesem Alter der Anteil von Mädchen und Burschen gleich

groß ist (45f.). 85 Prozent der Jugendlichen halten vorehelichen Geschlechtsverkehr prinzipiell für zulässig und nicht für unmoralisch. Sie setzen zwar keine Altersbegrenzung fest, meinen aber doch: „nicht in jedem Alter“ (47). Die Freundschaften der Jugendlichen stehen einerseits unter dem Gebot von Liebe und Treue, bleiben aber andererseits nur solange bestehen, solange intensive Zuneigung vorhanden ist (50). Die Ergebnisse geben keinen Anlaß zu der Annahme, daß unter Jugendlichen ein ungezügeltes sexuelles Verhalten bestehe (50). Die vorgezogene Sexualität ist nicht gegen die Ehe gerichtet: 95 Prozent der Jugendlichen wollen eine Familie gründen (50). Offensichtlich finden Jugendliche an diesen doch etwas divergierenden Aussagen nichts Widersprüchliches.

Von Interesse ist auch der Zusammenhang von sexuellem Verhalten und religiöser Einstellung. Zwei Drittel der Jugendlichen bezeichnen sich als religiös überzeugt. Die alleinige Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft begründet noch kein restriktiveres Sexualverhalten (56f.); bei der Gruppe der religiös Überzeugten ist aber der Anteil derer, die Geschlechtsverkehr haben, etwas geringer (37 Prozent) als bei denen, die sich als nicht religiös überzeugt bezeichnen (47 Prozent).

Zur Abrundung seien noch einige Sätze aus der Zusammenfassung angeführt:

„Man kann also nicht mehr davon sprechen, daß es nur gelegentlich zum Verstoß gegen die bestehende Sexualmoral kommt; es hat sich vielmehr eine ‚neue Moral‘ etabliert, die eine Herausforderung darstellt . . .“ (97)

„Was sich bei dieser Befragung ganz deutlich gezeigt hat, ist die Tatsache, daß es sich bei dieser zunehmenden Freizügigkeit im Sexualverhalten nicht zu einer sexuellen Enthemmung, zu einem ‚Sex-chaos‘ gekommen ist. Der Schritt in die Promiskuität wurde nicht gemacht.“ (97f.)

„Damit stellt sich ein Problem, das unter der Formel von der ‚normativen Kraft des Faktischen‘ diskutiert zu werden pflegt.“ (100)

Husslein macht nicht den Fehler der kurzschlüssigen Folgerung, daß das Verhalten der Mehrheit die Norm bestimmt; andererseits aber übersieht sie auch den Zusammenhang nicht, denn „Normen müssen sich schließlich ergeben aus der Reflexion auf menschliche Erfahrung“ (101).

Die Rolle der Massenmedien ist im Prozeß der Veränderung nicht zu unterschätzen:

„Sie beschleunigen . . . die Veränderung und verunsichern das Urteil. Schließlich endet das Ganze in einem Konformismus und man tut eben, was alle anderen auch tun.“ (102)

„Sie (die Jugendlichen) bleiben weiterhin der Kirche verbunden, sie identifizieren sich mit ihr, aber im Sexualbereich lehnen sie die Gebote der Kirche ab und folgen ihrem eigenen Gewissen. Der voreheliche Verkehr ist ein noch ungelöstes Problem . . . Der Gesetzgeber hat sich bereits aus der Affäre gezogen, weil er keine Gefährdung für die Gemeinschaft sieht. Die Gesellschaft ist unschlüssig, in ihrem Urteil geteilt. Die Kirche ist dagegen, die Moraltheologen diskutieren bereits.“ (103)

II. Die Notwendigkeit der Normierung

Was früher also selbstverständlich war – wenigstens in der Theorie –, ist es heute nicht mehr. Das Sexualverhalten Jugendlicher scheint weitgehend von Normen befreit. Was den einen als längst fällige Befreiung von Zwängen, Unterdrückungsmechanismen und Disziplinierung erscheint, ist für andere Zeichen der Auflösung einer Ordnung, ohne die eine menschliche Gesellschaft nun einmal nicht existieren kann.

Darum verlaufen und enden Diskussionen über dieses Thema oft unbefriedigend; die Verwirrung ist noch größer geworden, von Lösungen ist man am Ende

weiter entfernt als am Beginn. Die verschiedenen Auffassungen sind einander nicht zuzuordnen und lassen sich nicht unter einen Hut bringen. Da außerdem Fragen der Sexualität den einzelnen Menschen stark berühren, auch und gerade dann, wenn er dies nicht wahrhaben will, ist es nicht zu vermeiden, daß die eigene Lebensgeschichte und Lebenssituation bei der Beurteilung eine Rolle spielen.

1. Wer sich gegenüber einem Liebenden auf Normen beruft, macht sich unbeliebt

Liebe ist hier in dem weiten Sinn verstanden, daß jemand etwas engagiert und emotional will. Er sieht es so, er will es so. Eine Norm wirkt dem gegenüber immer als von außen auferlegt, als starr, kalt und unmenschlich, sie verwehrt den Zugang zu etwas, was Bereicherung verspricht. Je mehr dieses Lieben im emotionalen Bereich des Menschen verankert ist, umso schwerer ist es, ihm mit rationalen Begründungen zu begegnen.

Es ist in allen Bereichen schwierig, menschliches Engagiertsein in geordnete Bahnen zu lenken und zu normieren, ohne damit das Engagement umzubringen. Manche reagieren bereits auf das Wort Norm aggressiv, lassen aber durchaus mit sich reden, wenn von Werten oder Verantwortung die Rede ist. Man wehrt sich gegen Normen, obwohl man sie andererseits akzeptiert und danach lebt. Diese scheinbare Unlogik kommt daher, daß man unter Norm von vornherein etwas versteht, was einem von außen auferlegt wurde und dessen Sinn man nicht einsieht. Sieht man jedoch den Sinn ein, weigert man sich, von Norm zu reden, da es ja ohnehin selbstverständlich ist oder weil man es gern tut. Bei derartigen Voraussetzungen muß es schon definitionsgemäß zu einer negativen Bewertung von Normen kommen.

2. Der Satz „Was aus Liebe geschieht, kann doch nicht Sünde sein“ ist zwar richtig, führt aber nicht weiter

Sexualität ohne Liebe wird häufig als unrichtig bezeichnet. Es ist also nicht so, daß Jugendliche in ihrem Sexualverhalten keine Norm akzeptieren würden. Liebe wird zur ausschließlichen Voraussetzung, zur Norm schlechthin. Es kann doch nicht Sünde sein, was aus Liebe geschieht. Dieser Satz wird zum Dogma. Wehe dem, der daran zu rütteln wagt, ihn in Zweifel zieht. Er muß sich herbe Kritik und Vorwürfe gefallen lassen: er denke Böses, sei voller Unterstellungen, überbewerte das Sexuelle, wo es sich doch um Liebe handle, habe keine Ehrfurcht vor der Liebe, er sei ein Formalist und vermöge nicht zu glauben, daß es einem ernst ist.

Die Schwierigkeit ist, daß der Satz zwar stimmt, aber für eine Diskussion unbrauchbar ist. Er zieht das Gespräch auf eine andere Ebene und macht unangreifbar. Er setzt etwas durch Behauptung voraus, worüber ja gerade zu reden wäre: Handelt es sich bei diesem Gefühl wirklich um Liebe oder um etwas anderes? Es soll nicht in Zweifel gezogen werden, daß der Betreffende in seinen Äußerungen ehrlich ist, aber kann er überhaupt wissen, ob das, was er erlebt, tatsächlich Liebe ist, kann er etwa mit 17 Jahren einstehen für seine Liebe, kann sie sich nicht bereits übermorgen verflüchtigt haben, sind die Normen, die er ablehnt, nicht gerade Kriterien, die ihm helfen könnten, herauszufinden, ob wirklich Liebe ist, was ihn erfüllt? Ob es sich um echte Liebe handelt oder um ein zwar schönes, aber

doch nicht tragfähiges Gefühl, das unter Umständen nur Leid heraufführt, wenn man ihm folgen würde, läßt sich immer erst nach einer Zeit der Prüfung sagen. Liebe wird immer ein Risiko bleiben; sich einem anderen Menschen vertraut zu machen, ist immer ein Wagnis, und man tut gut daran, sich das von vornherein einzustehen. Ein zu rasches und leichtfertiges Behaupten, das man aus Liebe handle, weckt den Verdacht, daß einem die Unterscheidung zwischen der Erfahrung des Verliebtseins und der Liebe noch nicht verfügbar ist. Außerdem hat ja der Satz auch umgekehrt seine Gültigkeit: Wer tut, was nicht richtig ist, zeigt damit, daß er nicht in der richtigen Weise liebt.

In der Jugendpastoral erweist sich also der Satz, daß Liebe alles erlaubt macht, als unbrauchbar.

Er vermag gerade auf die Fragen, um die es in der Jugendpastoral geht, kaum Antworten zu geben; in der Praxis dient er meist der Rechtfertigung des eigenen Verhaltens. Er bringt keine neue Aussage, sondern ist – *cum grano salis* – dem Satz vergleichbar: ein Kreis ist rund.

Liebe setzt Erwachsensein und menschliche Reife voraus. Hinter den eben geäußerten Gedanken steht daher auch die Überlegung, ob und wie weit man sich darauf verlassen kann, daß der einzelne aus eigener Einsicht das Richtige tut. Erwachsensein und Reifsein heißt nun tatsächlich, aus Einsicht das Richtige zu tun; und dahin zu kommen, muß das Ziel jeder Erziehung sein – auch der religiösen Erziehung: mündig und einsichtig zu werden und aus dieser Einsicht mit freudigem Herzen nach dem Gesetz Gottes zu leben. Übertriebenes Normendenken führt demgegenüber zu einer Außensteuerung und be- bzw. verhindert die Ausbildung von Einsicht.

Diese Einsicht braucht einerseits ein starkes Herz, andererseits aber im Normalfall auch eine entsprechende Absicherung durch die Gesellschaft, in der man lebt. Solange in einer Gesellschaft bestimmte Verhaltensweisen eindeutig bewertet werden, geschieht diese Stützung und Absicherung unbemerkt. Das Verhalten des Menschen ist gesellschaftlich eingebettet. Erst in einer pluralistischen Situation oder auch im persönlichen Konfliktfall tritt der Normencharakter ins Bewußtsein und wird als Zumutung empfunden.

So erweist sich auch die Überlegung, ob nicht das Sexualverhalten des Menschen etwas so Privates und Persönliches ist, daß sich die Gesellschaft mit ihren Normierungen heraushalten sollte, als zu kurz gegriffen. Liebesfähigkeit, Reife und Erwachsensein sind nicht nur persönliche und private Eigenschaften eines Menschen, sondern werden im Zusammenleben mit anderen gefunden oder behindert. Natürlich geschieht dies zunächst im familiären Bereich, aber auch die Familie ist keine Oase, die von Zeitströmungen unberührt existieren kann. So gilt also: Noch bevor Normen formuliert und als verbindlich erklärt werden, wird vom gesellschaftlichen Umfeld die Liebe eines Menschen mitausgebildet und mitgetragen. Damit verbunden ist aber immer auch Normierung, wenn diese auch noch lange nicht faßbar und erlebbar ist; sie reicht an die Wurzeln der menschlichen Existenz, ist aber meist nicht bewußt.

Was als Norm erkannt und bezeichnet wird, ist also nur ein kleiner Bereich aus der Gesamtwirklichkeit. Die nicht formulierten Normen prägen wie die Luft, die man atmet; sie sind die Strömungen, die uns tragen und in bestimmte Richtungen treiben, oder das Grundwasser, von dem das Leben unsichtbar gespeist wird. Niemand kann sich diesen Einflüssen entziehen, und es wäre töricht, sie zu leugnen.

3. Wer meint, auf Normen verzichten zu können, übersieht die Realität menschlichen Lebens und Zusammenlebens

Wer für die Notwendigkeit von Normen eintritt, dem wird manchmal der Vorwurf gemacht, er trete gegen eine ideale Sicht vom Menschen ein, er rechnet allzu sehr mit der Schwachheit und der Bosheit des Menschen.

Tut man dies in einer Situation, in der das Idealistische vorherrscht oder die zu Utopien neigt, ist ein Konflikt unvermeidbar. Gegenwärtig neigt aber nicht nur die Jugend zu einer utopischen Lebenseinstellung, Utopien haben heute auch eine starke gesellschaftsbildende Kraft.

Es bedarf der immer schon schwierigen Fähigkeit der Unterscheidung der Geister, um herauszufinden, welche dieser Utopien eine neue Wirklichkeit heraufzuführen vermögen und welche leere Träume und Wolken ohne Regen sind. Verliebten jungen Menschen muß man zugute halten, daß sie in der Schönheit ihrer Liebe nichts wissen wollen und können von den vielen Arten mißbrauchter, wirtschaftlich und triebhaft benützter Liebe. Sie wollen nicht reglementiert werden, sie können nicht einsehen, daß sich Regelungen nicht auf die Bösen beschränken können, sondern für alle gelten müssen, nicht zuletzt deswegen, weil der Trennungsstrich zwischen gut und böse durch das Herz des einzelnen Menschen geht.

Junge Menschen träumen nicht nur im Sexualbereich von einem Robinsondasein, wo sie tun und lassen können, was ihnen richtig scheint, wo sie frei und unabhängig sein können und weder Erwachsene noch Zwänge der Gesellschaft ihr Leben verfälschen. Verständlicherweise wird dieser Freiheitsdrang durch eine zunehmende Gesellschaftsdichte noch verstärkt. Letztlich geht es dabei um die Frage, ob der Jugendliche meint, daß mit ihm alles neu beginnt, oder ob er fähig wird, auch mit überkommenen Formen und Traditionen zu leben.

Es ist unbestritten, daß die Formen des menschlichen Zusammenlebens auch im Bereich der Geschlechtlichkeit bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Kulturen nicht dieselben sind. Abgesehen von der Frage, ob alle diese verschiedenen Formen gleich gut sind und nicht manche zu Lasten eines der beiden Partner gingen, soll hier bedacht werden, daß offenbar immer Formen gefunden werden mußten, denen sich der einzelne unterzuordnen hatte. Aus der Relativität einzelner Formen und Bräuche kann also nicht abgelesen werden, daß es keiner Formen und Bräuche bedarf und alles dem Belieben des einzelnen überlassen werden soll. Die Notwendigkeit, sich festzulegen und mitzuleben auch mit den äußeren Formen der Gruppe, zu der man gehört, ist dem Menschen aufgegeben, auch wenn sich keine Beweise dafür erbringen lassen sollten, daß gerade diese Form die einzige mögliche ist. Auf der Suche nach der absoluten Wahrheit wird die Notwendigkeit, *eine* Form zu finden und danach zu leben, auch wenn sie nicht allerletzte Gültigkeit besitzt, leicht aus dem Auge verloren.

Wer jedoch meint, daß der gegenwärtige Fortschritt gerade darin bestehen könnte, daß eine neue Gesellschaft gerade auf dieses Miteinander verzichten könnte, um dem einzelnen seine Freiheit zu belassen, verfällt nicht nur einer unbewiesenen Annahme, sondern widerspricht damit auch aller bisher gemachten Erfahrung.

4. Norm ist nicht gleich Norm – bzw. das Unsagbare muß auf ein menschliches Maß gebracht werden

Der Streit über Normen wird nicht zuletzt deswegen oft so heftig geführt, weil man nicht bereit ist zu unterscheiden. Es gibt gewiß allgemeine, unwandelbare Normen; diese aber sind so allgemein, daß man daraus kaum etwas für das Alltagsverhalten ableiten kann. Über den Satz, daß man das Gute tun und das Böse meiden solle, gibt es keine ernstgemeinte Diskussion. Aber von diesem Grundsatz ist es ein weiter Weg zur Situation von Eltern, die überlegen, ob sie ihrer 17jährigen Tochter erlauben sollen, daß sie mit ihrem 18jährigen Freund auf Interrail-Fahrt geht. Auch ein Lesen im Dekalog hilft da nicht viel weiter, und auch nicht die Verwendung von Kommentaren. Die Gebote Gottes benennen zwar bereits konkrete Bereiche und tun dies auf orientalische Weise sogar sehr konkret und detailliert, es bleibt aber dem Leser nicht erspart, das für eine andere Gesellschaftsform und Lebensweise Geschriebene in die eigene Situation zu übersetzen. In der Vermittlung der Zehn Gebote hat man diese Übersetzung immer schon stillschweigend vorgenommen, indem Kinder von klein auf immer gleich gelernt haben, was es für sie bedeutet. Dieses an sich richtige Verhalten wird lediglich dann problematisch, wenn vergessen wird, daß es sich um eine Adaptierung handelt. In diesem Fall wird bei jeder neuen Adaptierung, die aufgrund veränderter Verhältnisse notwendig wird, der Eindruck entstehen, daß die Gebote Gottes verändert wurden. Es ist also darauf zu achten, daß Konkretisierungen nicht ohne weiteres mit dem Willen Gottes gleichgesetzt werden. Wenn konkrete Forderungen gestellt werden – und jede Erziehung muß dies tun –, sollte man mit der Aussage, daß dies der Wille Gottes sei, sehr behutsam umgehen.

Aus dieser Überlegung ergibt sich ein schwerwiegendes Dilemma: die Forderungen sind allgemein, aber das Leben ist konkret. Die Übersetzungsarbeit von den großen sittlichen Forderungen in die kleine Münze des alltäglichen Verhaltens, die Umsetzung großer bedeutsamer Wahrheiten auf das Maß des menschlichen und dann noch einmal des kindlichen Verhaltens ist zu leisten; dies stellt für den Menschen eine kaum zu bewältigende Aufgabe dar. Es ist das unentrinnbare Los des Menschen, sich übergroßen Fragen gegenüber zu sehen und daneben sein tägliches kleines Leben leben zu müssen. Ob die vielen konkreten Gebote und Verbote, die Eltern ihren Kindern abverlangen, sich zu deren Heil oder Unheil auswirken, läßt sich bei allem aufgewendeten guten Willen nicht leicht sagen. Oft genug wird dies erst im nachhinein deutlich.

Es ist eine große Lebenskunst und bei weitem keine Selbstverständlichkeit, in seinem alltäglichen unscheinbaren Verhalten, Reden und Tun entsprechende Formen zu finden, in denen sich das Große und Unbenennbare ausdrückt. Die Gefahr, daß unser kleines Tun jedoch nichts von dieser Größe enthält, sondern unfruchtbare Banalität ist, die für nichts Zeichen und Hinweis ist und auch zu keinem lohnenden Ziel führt, ist eine ständige Bedrohung unseres Lebens.

Wenn man derartige Zusammenhänge bedenkt, wird man sich der Schwierigkeiten bewußt, Normen für menschliches Sexualverhalten anzugeben. Der Mensch ist zur Liebe berufen, seine Geschlechtlichkeit spielt dabei eine bedeutsame Rolle; und nun müssen Formen gefunden werden, wie dieses Große, das dem Menschen anvertraut wurde, in den verschiedenen Altersstufen, in den verschiedenen Lebenssituationen und in den vielfältigen alltäglichen Begegnungen gelebt werden kann.

Diese mühevolle Arbeit kann man sich nicht einfach mit dem Hinweis ersparen, daß doch in den Geboten klar gesagt ist, wie sich der Mensch zu verhalten hat. Der Buchstabe kann keine Garantie dafür bieten, daß bei der Übersetzung in die konkrete Lebenssituation das Große nicht in Kleinlichkeit erstickt. Es bedarf einer entsprechenden Geistigkeit, die mit dem Geist Gottes verwandt ist, daß nicht aus einer notwendigen Ordnung des Zusammenlebens durch neurotisierendes Ordnungsdenken Zwangsmechanismen werden, die das Lebendige ersticken und im besten Fall eine Einhaltung des Reglements bewirken. Dies jedoch kann gerade nicht als christliche Moral bezeichnet werden, auch wenn die äußereren Verhaltensweisen in einem und im anderen Fall zum Verwechseln ähnlich sind.

In der Notwendigkeit, das Unverfügbare auf ein menschliches Maß zu bringen, lauern viele Gefahren. Man bedenke den Fanatismus, der den Anspruch, der allein dem Göttlichen zusteht, für Menschen in Anspruch nimmt.

Will andererseits jemand aus Angst vor Verkürzungen das Unbenennbare nicht übersetzen, verbleibt er leicht in einer allgemeinen und unverbindlichen Gottgläubigkeit, in der erst recht wieder alle seine persönlichen Wünsche und Vorstellungen unkritisiert Platz haben.

III. Der Ruf nach klaren Richtlinien

Wer ständig mit erziehlicher Praxis konfrontiert ist, hält verständlicherweise Ausschau nach einer klaren Orientierung, die ihm etwas Entlastung bringen könnte. Nicht selten hört man Eltern darüber klagen, daß sie sich gegenwärtig bei ihrer Erziehungsarbeit allein und im Stich gelassen fühlen. In einer Zeit der Meinungsvielfalt würde man wenigstens von den Vertretern der Kirche eindeutige Stellungnahmen erwarten, die das eigene erziehliche Bemühen unterstützen. Es soll nun nicht bestritten werden, daß es neben den Mißverständnissen, die sich nie ganz ausschließen lassen, tatsächlich unglückliche, unbedachte, törichte und sogar ausgesprochen unrichtige Äußerungen gibt. Dennoch dürfte das eigentliche Problem anderswo liegen.

1. Eindeutige Antworten können die Wirklichkeit verkürzen

Bei allem Verständnis dafür, daß gerade im Erziehungsalltag Stehende nach klaren Richtlinien Ausschau halten, darf nicht übersehen werden, daß Eindeutigkeit häufig nur *einen* Aspekt der Wirklichkeit erfaßt. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß es nicht dasselbe sein muß, wenn zwei dasselbe tun. Eindeutige Antworten lassen unberücksichtigt, ob jemand aus Überlegung, aus Unreife, Neugierde oder aus Bosheit und Berechnung handelt. Es bleibt unbeachtet, daß es junge Menschen geben mag, die aufgrund ihrer Lebensgeschichte in Sexualkontakten die einzige Möglichkeit sehen, ein wenig Glück und Geborgenheit zu erleben.

Man ist offensichtlich in anderen Lebensbereichen eher bereit, derartige Überlegungen zuzulassen, wenn man sich z. B. bei Kinderlügen dessen bewußt ist, daß es sich dabei nicht um Lüge im moralischen Sinn handeln muß, sondern daß mit der Unfähigkeit des Kindes gerechnet werden muß, zwischen Realität und Phantasie zu unterscheiden. Natürlich wird man Sorge tragen, daß diese Fähigkeit entwickelt wird, und die Tatsache, daß jemand aufgrund irgendwelcher Umstände für sein Verhalten nichts kann, soll nicht einfach als unabänderliche Gegebenheit akzeptiert werden, da diese Verhaltensweisen immer wieder auch Leid für den Betroffenen selbst und für andere heraufbeschwören. Die Differenzie-

rungen sind jedoch wichtig, da sie dem Erzieher verschiedene Maßnahmen abverlangen. Es wird deutlich, daß in vielen Fällen nun einmal nicht Glaube und Bibel zuständig sind, sondern Pädagogik, Psychologie und Soziologie, auch wenn aufgrund mancher Fehlentscheidung das Vertrauen in die Humanwissenschaften erschüttert wurde.

Für manche Ohren klingt schon die Frage, wie schlimm denn eigentlich Sexualbeziehungen zwischen Jugendlichen sind, provokant. In den Ohren Jugendlicher ist dieselbe Frage aus ganz anderen Gründen ungewöhnlich: sie wird in dieser Form kaum gestellt. Die Plausibilitäten haben sich radikal gewandelt.

Sind aber die Gründe, die man häufig gegen die Sexualbeziehungen Jugendlicher angeführt hat, tatsächlich stichhaltig? Sind die negativen Folgen wirklich die Folgen des Sexualverhaltens, wenn man einmal von der Möglichkeit der Zeugung neuen Lebens absieht, oder sind nicht andere Ursachen für sie verantwortlich, etwa Begegnungsunfähigkeit oder die Unfähigkeit, mit anderen richtig umzugehen? Läßt sich wirklich sagen, daß Jugendliche, die mit mehreren Partnern Sexualkontakte hatten, später in ihrer Ehe weniger glücklich sind? Sind umgekehrt Ehen zwischen Partnern, die sich bis zur Eheschließung füreinander bewahrt haben, signifikant glücklicher? Man stellt derartige Überlegungen nicht gerne an. Sie sind nicht nur unbequem, sondern es ist auch wirklich schwer, darauf unverkürzte Antworten zu finden.

Als zusätzliches Problem erweist es sich, daß Leser und Zuhörer derartige Fragen sogleich zu Behauptungen ummünzen. Daher hält man schon die Fragen für verantwortungslos, da sie Mißverständnisse und Dammbrüche zur Folge haben.

Indem Jugendliche ihr Tun nun auch öffentlich rechtfertigen, beschwören sie die bekannten Konflikte herauf. Solange die Eltern vom Tun ihrer Kinder nichts „wußten“, bestand ja kein Grund, sich damit auseinanderzusetzen.

Natürlich soll die Gefahr von Mißverständnissen möglichst vermieden werden. Dennoch sollte man nicht den Geschlechtsverkehr zwischen Jugendlichen als Ursache allen Übels bezeichnen, wenn dies nicht stimmt. Es ist vielmehr das Augenmerk zu legen auf eine allgemeine Oberflächlichkeit, Gedankenlosigkeit und Lieblosigkeit oder auch auf die Unfähigkeit bzw. fehlende Bereitschaft, sich ehrlich die eigenen Absichten einzustehen.

Natürlich ist es für den Menschen nicht gut, wenn Freude, Fest und Glück immer sogleich und automatisch mit Alkohol und Sex verbunden werden, aber das Schlimme daran ist nicht der Alkohol und die Sexualität, sondern die Unfähigkeit, sie dem Leben in rechter Weise zuzuordnen.

Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, daß Jugendliche, die derartige Überlegungen nur verwenden, um Argumente gegenüber ihren Eltern zu haben und das eigene Tun damit zu rechtfertigen, sich genau der Oberflächlichkeit schuldig machen, die sie ihren Eltern vorwerfen, wenn diese keine andere Möglichkeit sehen, als mit Verboten zu reagieren. Nur in Frage zu stellen ist zwar heute moderner, führt aber an sich noch nicht weiter und kann das Reifwerden in gleicher Weise behindern wie falsch begründete Verbote. Die Kunst liegt ja darin, die richtigen Verhaltensweisen gefunden zu haben, und nicht darin, sich gegen jemand durchgesetzt zu haben.

Aus der Vielfalt der damit zusammenhängenden Implikationen ergibt sich die große Schwierigkeit der moraltheologischen Beurteilung von Sexualbeziehungen Jugendlicher. Das Hauptgewicht verlagert sich offensichtlich zur größeren und gewiß noch schwierigeren Frage nach der Beziehung zwischen den Menschen, ihrer Liebesfähigkeit und ihrer Bereitschaft und Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen. Die Fragen werden damit sicher nicht leichter und sind vor allem nicht leichter zu handhaben.

Es sei daran erinnert, welchen Wandel die Beurteilung der Masturbation erfahren hat. Für eine strenge negative moraltheologische Beurteilung waren auch falsche biologische Auffassungen maßgebend. Man meinte, daß sich aus den männlichen Spermien allein der Mensch entwickle (die weibli-

che Eizelle wurde erst 1827 entdeckt) und daß Masturbation verschiedene Krankheiten zur Folge habe. Damit, daß derartige Begründungen überholt sind, wird Masturbation noch nicht zu einem empfehlenswerten Verhalten, was bedauerlicherweise eine naive Euphorie nicht bedenkt, aber es ist klar, daß neue Erkenntnisse auch ein Überdenken hergebrachter moralischer Auffassungen notwendig machen.

2. Eine hilfreiche Unterscheidung

Wer sich mit Moralerziehung beschäftigt, sollte unterscheiden lernen zwischen dem,

- was er für richtig hält,
- warum er etwas für richtig hält,
- und wie er es vermitteln kann.

Würde man diese Unterscheidung mehr bedenken, könnte man sich viele Streitigkeiten und Unterstellungen ersparen.

Auf unser Thema bezogen heißt dies:

- Bin ich davon überzeugt, daß voreheliche Sexualbeziehungen Sünde sind,
 - wenn ja, woher weiß ich dies, welche Gründe habe ich dafür,
 - auf welche Weise kann ich diese meine Überzeugung Jugendlichen vermitteln?
- Ein In-Frage-Stellen, ein beredtes, verständnisvolles Schweigen, das nicht mit einem verlegenen Übersehen verwechselt werden darf, kann manchmal mehr bewirken als ein klares Vertreten der eigenen Meinung, mit dem man seine Pflicht zu erfüllen vermeint und sein Gewissen entlastet.

Pädagogische Maßnahmen sollen ja (vor allem) zielführend sein. Wenn an sich richtige Argumente aggressiv, autoritär oder ideologisch vorgebracht werden oder nur Verwendung finden, um die eigene Position durchzusetzen, werden sie ihre Wirkung verfehlt und wiederum Aggressionen hervorrufen. Natürlich ist es gerade bei Verliebten schwierig, auf vernünftige Weise etwas zu erreichen. So ist z. B. das Argument sicher richtig, daß man sich durch zu frühe Sexualbeziehungen festlegt und seine Entscheidungsmöglichkeiten faktisch einschränkt, aber Verliebte sehen eben die Problematik noch nicht, die sie entweder nicht wahrhaben wollen, oder weil ihnen in ihrer Verliebtheit der Wunsch nach späterer Trennung unvorstellbar ist.

Schwierig wird es für den Erzieher tatsächlich, wenn er sich der Frage zuwendet, woher man denn eigentlich weiß, daß voreheliche Sexualbeziehungen gegen den Willen Gottes sind. Natürlich dürfte man nicht dem Kurzschluß erliegen, daß sie – sollte man keine zutreffende Begründung finden – offensichtlich erlaubt sind. Es ist eben zweierlei, ob etwas richtig ist und ob man eine entsprechende Begründung dafür angeben kann. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht zuletzt auch deswegen so schwer, weil man damit mitten in die schwierige theologische Überlegung hineingerät, auf welche Weise Gott den Menschen seinen Willen kundtut. Es fällt dem heutigen Menschen schwer, sich vorzustellen, daß Gott den Menschen direkt und unmittelbar die entsprechenden notwendigen Verhaltensweisen vorgeschrieben hat. Er hat allgemein eine differenziertere Sicht vom Eingreifen Gottes in der Welt und von der Art und Weise, wie er sich Menschen kundtut und bemerkbar macht. Man sollte sich davor hüten, diese veränderte Sehweise gleich als Unglaube oder Glaubensschwäche abzustempeln. Derartige Verurteilungen haben in der Geschichte – man denke an Galilei oder Darwin – schon genug Schaden angerichtet. Natürlich hat man mit der Auffassung, daß Gott unmittelbar den Menschen seinen Willen kundgetan hat, auch Sicherheiten aufgegeben, die lange Zeit bei der Beurteilung des menschlichen Verhaltens von großer Bedeutung waren.

3. Die gewünschten Sicherheiten kommen nicht aus dem Glauben, sondern aus einer bestimmten Gesellschaftsordnung

Man erwartet von der Kirche, der Hüterin der Wahrheit, sichere Antworten und klare Richtlinien. Bei allem Verständnis für eine derartige Erwartungshaltung, an deren Entstehung die Kirche nicht unbeteiligt war, scheinen einige Anfragen dazu angebracht.

Gegenwärtige theologische Vorstellungen versuchen die Gefahren eines Supranaturalismus zu meiden; sie gehen von der Menschwerdung aus. Auf geheimnisvolle Weise – es ist alter christlicher Glaubenssatz, daß der Geist des Menschen dies nie zur Gänze ausloten kann – verbinden sich Göttliches und Menschliches. Da es immer schwierig war, mit dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes gedanklich und auch in seiner Glaubenspraxis zurecht zu kommen, bestand und besteht immer die Gefahr, die Schwierigkeiten auf arianische, nestorianische oder monophysitische Weise aus der Welt zu schaffen. Bei etwas genauerem Zusehen entdeckt man in den gegenwärtigen moraltheologischen Auseinandersetzungen dieselben Probleme, mit denen sich glaubende Christen vom Anfang an auseinanderzusetzen hatten.

Verfolgt man das Verlangen nach Sicherheiten und eindeutigen Antworten weiter, stößt man auf die Frage, ob die erwarteten Sicherheiten und Eindeutigkeiten denn überhaupt einem biblischen Glauben entsprechen. Biblischer Glaube findet seine Festigkeit in einem Gott, zu dem man unterwegs ist, den man nicht in der Hand hat, dessen Angesicht man nicht schauen kann, da man seinen Glanz nicht ertragen könnte, den man erst erkennen kann, wenn er schon wieder fort ist, wenn er vorübergegangen ist. Gott läßt sich vom Menschen nicht festlegen, andererseits muß der Mensch sich festlegen, es ist dies für ihn notwendig. So begegnen einander zwei Prinzipien, zwei Grundhaltungen, die sehr verschieden sind und doch miteinander ins Reine kommen müssen. Göttliches und Menschliches ist im Leben eines glaubenden Menschen auf wunderbare Weise zu vereinen; und genau darin liegt die Schwierigkeit, Lebensgebote für den Menschen ein für alle mal festzulegen.

Es ist unbestritten, daß Glauben bei allem Wagnis und Risko, das der Glaubende auf sich nimmt, dennoch mit Gewißheit und sicherer Verankerung zu tun hat. Aber diese existentielle Sicherheit darf gerade nicht mit der Klarheit, Sicherheit und Eindeutigkeit von Verhaltensweisen verwechselt werden. Diese Sicherheiten hängen mit einer bestimmten Gesellschaftsordnung zusammen und kommen von dieser. Mit anderen Worten heißt dies, daß die Sicherheiten in bezug auf menschliche Verhaltensweisen weniger aus der Offenbarung stammten, sondern Ausdrucksform einer Gesellschaftsform waren. Werden nun von einer Gesellschaftsform derartige Sicherheiten nicht mehr zur Verfügung gestellt – bedingt etwa durch ein toleriertes Nebeneinander verschiedener Auffassungen –, dann können diese Sicherheiten nicht durch das Eingreifen einer religiösen Autorität ersetzt werden. Man kann nicht Defizite im gesellschaftlich-menschlichen Bereich, wenn man hier das Wort Defizit verwenden will, ersetzen durch Offenbarung. Auch die Offenbarung wird ja wiederum von eben diesen unsicheren Menschen aufgenommen und verstanden.

Wollte man aber in einer Gesellschaft, in der Meinungsfreiheit und Toleranz hohe Werte sind, in derartigen Fragen Eindeutigkeiten einführen, dann wäre dafür ein

(zu) hoher Preis zu bezahlen. Die gewünschten Sicherheiten wären nicht gefunden, sondern verordnet und würden als Fremdkörper empfunden, sie würden alle Anzeichen des nur Autoritären an sich tragen und würden ohne innere Zustimmung bleiben.

Eine pluralistische Gesellschaft zu einhellenigen, für alle verbindlichen Auffassungen zu führen, wäre nur mit großer Unterdrückung, Gewalt und Leid möglich. Alle autoritären Gesellschaftssysteme sind dafür ein mahnendes Beispiel. Daß dies auch in gegenwärtiger Zeit unter religiösem Vorzeichen geschehen kann, ist durch die Vorgänge im Iran belegt.

Selbstverständlich soll damit nicht einer Freizügigkeit das Wort geredet werden, in der jeder nach seinem Gutdünken leben kann und demgemäß auch schon alles richtig ist, was dem einzelnen als richtig erscheint. Selbstverständlich hat sich der einzelne immer wieder der großen Mühe zu unterziehen, nach dem richtigen Weg zu suchen, der für ihn und für andere Glück und Heil bedeutet. Selbstverständlich haben Erwachsene dabei auch eine große Verantwortung ihren Kindern gegenüber, denn Kindsein bedeutet nun einmal, sich nicht oder nur begrenzt selber zurechtfinden zu können und auf die Hilfe Erwachsener angewiesen zu sein. Das Problem liegt darin, daß das Leben der Menschen sehr kompliziert geworden ist, daß man oft genug erfahren hat, wie sich Menschen trotz bester Absicht in ihrem moralischen Bemühen geirrt haben, daß sie als Wille Gottes verstanden haben, was sich im nachhinein als furchtbare und erschreckende Verirrung erwies. Diese Unsicherheit ist dem heutigen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen; er rechnet mit der Möglichkeit, daß wiederum falsche Wege beschritten werden und sich daraus neuerlich schlimme Folgen ergeben.

Natürlich ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Menschen auf Dauer diese Ungewißheit unerträglich wird und sie nach einem neuen Messias Ausschau halten, der ihnen Sicherheiten verspricht. Das Phänomen der Jugendsektengruppen dürfte damit wenigstens teilweise zusammenhängen. Es ist auch nicht unmöglich, daß christliche Kirchen der Versuchung erliegen, den Menschen Gesetze zu geben statt dem Wort Gottes, etwas Handfestes, an das man sich klammern kann, etwas Festumgrenztes und Umschriebenes, weil das Wort allein zu wenig tragfähig erscheint, weil die Wanderung mit einem verborgenen Gott zu anstrengend wird. Dostojewskis Erzählung vom Großinquisitor erinnert an diese ständige Gefährdung.

Bei der Suche nach Richtlinien für das Sexualverhalten Jugendlicher lassen sich nun gewiß viele und gute Gründe finden, die gegen den Geschlechtsverkehr sprechen. Es ist auch Kritik zu üben an oberflächlichen und ausredenhaften Begründungen, die derartige Beziehungen bagatellisieren.

Die Frage aber ist, ob sich eine Begründung finden läßt, die jede weitere Begründung überflüssig macht, die kein weiteres „aber“ mehr zuläßt, die heiliggesprochen und damit unangreifbar ist, oder ob man der Meinung ist, daß sich alle möglichen Begründungen immer wieder einer Überprüfung zu stellen haben. Die Suche nach einer solchen letzten Begründung hat zur Nebenwirkung, daß man „vorletzte“ Begründungen aus dem Auge verliert. Unter Umständen wären aber diese für die konkrete Situation eine geeigneteren und bessere Hilfe.

IV. Die Aufgaben und Möglichkeiten der Kirche

Wer seine diesbezüglichen Erwartungen an die Kirche artikuliert, sollte das Maß dafür nicht einfach von früheren Verhältnissen ableiten. Da waren Kirche und Gesellschaft so eng verbunden, daß sich schwer auseinanderhalten läßt, was Geist des Evangeliums war und was gesellschaftsbedingt. Die Kirche hat in man-

chen Bereichen eine Autorität ausgeübt, die ihr zwar von der Gesellschaft eingeraumt wurde, die aber nicht in der Absicht Jesu gelegen war.

Es würde aber gewiß dem Geist des Evangeliums widersprechen, wenn sich die Kirche aus einer so zentralen Frage, wie dies die geschlechtliche Beziehung zwischen Menschen ist, heraushalten würde, um sie zufälligen gesellschaftlichen Strömungen zu überlassen. Die Kirche kann also trotz einseitiger Akzentsetzungen in der Geschichte, die ihr zum Teil mit großer Heftigkeit vorgehalten werden, nicht schweigen.

In dieser Kritik wäre manchmal etwas mehr geschichtliches Denken und eine größere Bescheidenheit angebracht, denn es kann durchaus auch uns heutigen Menschen passieren, daß eine kommende Zeit über Ideen und Praktiken, die uns richtig erscheinen, zu Gericht sitzt.

Vergröbernde Äußerungen, die ohne die nötige (auch theologische) Sachkenntnis vorgetragen werden, machen jedoch nicht nur nichts besser, sondern untergraben auch noch die kirchliche Autorität.

Die schwierige Aufgabe der Kirche liegt darin, den Geist Gottes zu bewahren, der immer wieder in einer veränderten Situation zu einer neuen Gestaltwerdung in ethischen Normen führt.

Der damit verbundenen Gefahr, daß man in der Unverbindlichkeit verbleibt und sich den konkreten Anforderungen entzieht, kann man nicht dadurch begegnen, daß man sich am Buchstaben orientiert, denn auch auf diese Weise kann man sich an den Aufgaben der Zeit vorbeischwindeln.

1. Die Kirche ist nicht primär Wächterin der Moral; sie hat die Botschaft von Heil und Erlösung auszurichten

Es muß ein sehr tief sitzendes Mißverständnis sein, das immer wieder dazu führt, Religion und Kirche vor allem als Wächter über die menschliche Moral zu betrachten. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß äußeres Verhalten rascher ins Auge springt als die innere Überzeugung. Schon in der Kindererziehung wird Religion häufig als Hilfe und Garantie für gutes Verhalten verstanden, der Religionsunterricht wird nicht selten mit derselben Zielsetzung in Verbindung gebracht. Die Zehn Gebote werden als ethische Lebensregeln aufgefaßt, der Einleitungssatz, der von der Befreiungstat Gottes spricht und den folgenden Geboten Gewicht und Zuordnung gibt, wird häufig weggelassen oder gar nicht gewußt. Gegenwärtig ist man zwar vielfach bemüht, derartige Verklammerungen von Religion und Moral etwa im Sexualbereich zu lösen, man bemerkt jedoch offenbar nicht, daß man in anderen Bereichen, die einem persönlich mehr bedeuten, neu erlich ähnliche Verklammerungen schafft. Man denke etwa an den Bereich der Abrüstung, der Friedensethik, der Nutzung der Atomkraft, des sozialen Engagements. Es werden dabei häufig nicht nur die Bereiche als unter christlicher Verantwortung stehend betrachtet, sondern es werden auch die konkreten Methoden als christlich bzw. als mit dem Christentum unvereinbar bezeichnet.

Wenn man etwa mit Hilfe der Bibel beweisen will, daß Atomkraftwerke gegen die Gebote Gottes sind, dann begeht man wahrscheinlich denselben Fehler, den man in anderen Bereichen kritisiert. Man verwendet die Bibel, um eigene Überzeugungen mit göttlichen Geboten abzusichern.

Damit ist nichts gegen die Lauterkeit der eigenen Absichten und auch nichts gegen die Richtigkeit der eigenen Überzeugung gesagt, aber methodisch ist dieses Vorgehen problematisch. Außerdem müßte man es dann auch bei anderen tolerieren.

Natürlich soll nicht bestritten werden, daß der Glaube und das praktische Leben eines Menschen in einem sehr engen Zusammenhang stehen, aber es ist ein Zusammenhang wie zwischen Ursache und Wirkung. Es ist das Verhalten eines von Gott befreiten und geliebten Menschen. Ein neugeborener Mensch lebt ein neues Leben. Christliche Moral ist also nicht einfach vernünftiges, menschliches Verhalten.

Das Hauptproblem liegt also offensichtlich nicht darin, daß die Moralprobleme nicht deutlich genug vermittelt werden, denn dies müßte immer schon Folge von etwas anderem sein. Solange es nicht gelingt, sich und anderen bewußt und begreiflich zu machen, welches Maß an Befreiung und Erlösung Gott am Menschen gewirkt hat, solange wird einer christlichen Moral der entscheidende christliche Impuls fehlen; sie wird zur philosophischen, humanistischen Ethik. Damit ist nicht die philosophische Ethik abgewertet, aber es fehlt ihr der Impuls, den Christen ins Spiel zu bringen hätten.

Die Kirche ist nicht nur eine gesellschaftliche Größe, die in der Öffentlichkeit – neben anderen Gruppierungen – Stellungnahmen zu bestimmten Fragen abzugeben hätte und mitsorgen soll, daß richtige Gesetze beschlossen werden. Ihre vornehmlichste Aufgabe ist die Sorge um ein „neues Leben“, aus dem dann die „neuen Verhaltensweisen“ folgen.

Die Sorge um Gebote und ihre Einhaltung darf aufgrund gegebener menschlicher Situationen nicht vernachlässigt werden, aber die andere Aufgabe kommt der Bedeutung nach früher.

Die Kirche muß die Botschaft von der Güte und dem Erbarmen Gottes vermitteln, und trotz aller gegenteiligen Erfahrungen und Erlebnisse sollen Menschen lernen, daran zu glauben. Aus dieser veränderten Weltsicht, aus dieser Bekehrung, die die gesamte Existenz des Menschen betrifft, ergeben sich Konsequenzen für alle Lebensbereiche.

2. Die Aufgabe der Sozialisierung

Gemeinsam feierten und feiern Christen zu allen Zeiten das Herrengedächtnis. Die Gemeinsamkeit dürfte jedoch nicht nur ein synchronisiertes Nebeneinander sein; Ziel der Eucharistie kann es auch nicht sein, aus den (zufällig) gemeinsam Anwesenden eine erlebnismäßig übereinstimmende Gruppe zu machen. In Einzelfällen mag dies möglich und auch ganz schön sein, das Anliegen liegt jedoch anderswo. Es geht darum, daß die Anwesenden Solidarität und ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit entwickeln. Obwohl man sich in vielen Fällen nicht persönlich kennt und auch nicht kennen kann, ist ein gemeinsames Bewußtsein vorhanden, das gemeinsame Wissen um Erlösung, das auch übereinstimmende Verhaltensweisen begünstigt. Phänomene dieser Art begegnen gegenwärtig in verschiedenen Bewegungen wie in Alternativgruppen, in der Friedensbewegung . . . Das Wissen darum, daß andere sich um ähnliche Ideale bemühen, erleichtert das eigene Bemühen und motiviert dazu. Bei den entsprechenden Voraussetzungen kann jeder Lebensbereich von dieser prägenden Wirkung beeinflußt werden. Allerdings ist dieser Grat schmal, und es kann rasch geschehen, daß gutgemeinte Bemühungen zu einem nicht erwünschten sozialen Druck werden. Die Kirche sollte ihre Aufgabe also vor allem darin sehen, die Menschen wach und offen zu halten für eine größere Wirklichkeit, die ihr Begreifen und Berechnen und auch ihre Triebhaftigkeit immer wieder übersteigt. Dies ist sicher schwieriger als Reglementieren, aber dafür nicht nur sympathischer, sondern auch dem Glauben und dem biblischen Denken entsprechender.

Im letzten Teil dieser Abhandlung war von den Aufgaben und Möglichkeiten der Kirche die Rede. Wenn in diesem Zusammenhang vor allem von einer Geistigkeit zu sprechen war, heißt dies nicht, daß sich nicht im praktischen Leben und Zusammenleben auch verbindliche Verhaltensregeln herauskristallisieren werden, die – wenigstens für ihre Zeit – ihre Gültigkeit haben und auch erzieherisch eingefordert werden müssen. Es heißt auch nicht, daß sich nicht Eltern, Erzieher und Seelsorger immer wieder der Auseinandersetzung zu stellen haben und sich nicht einfach in vage Antworten wie etwa: „du mußt selber wissen, was für dich richtig ist“ flüchten dürfen. Aber dies sind primär pädagogische Fragen und nicht theologische.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß es nicht so leicht ist, theologische Gründe dafür anzugeben, warum voreheliche Sexualbeziehungen nicht sein sollen. Umgekehrt läßt sich aber auch das tatsächliche Verhalten vieler Jugendlicher offensichtlich nicht mit dem Geist des Evangeliums in Einklang bringen, auch wenn man dies verbal versucht. Die Tatsache, daß sich kein zwingendes Verbot anführen läßt, wird rasch zur Ausrede, sich auf diesem Gebiet keine Vorschriften machen zu lassen. Man hält sich für mündig und verantwortlich und bemerkt dabei nicht, daß man zum Opfer anderer Strömungen wird. Jeder Mensch – auch der Heranwachsende – hat damit zu rechnen, daß er in Situationen kommt, in denen ihm nicht einsichtig gemacht werden kann, warum er dieses tun oder jenes lassen soll, und es bleibt niemandem erspart, zwischen eigenständigem Handeln und dem Wissen, daß man manchmal der Führung durch andere bedarf, die richtige Balance zu finden.

Lauterkeit und Ehrlichkeit sind jedoch Grundprinzipien jeder Pädagogik, und es rächt sich über kurz oder lang, wenn man, da man fürchtet, anders sein Ziel nicht zu erreichen, Gott und seine Gebote als Erziehungsmittel einsetzt. Daran ändert sich auch nichts, wenn man es tut aus Sorge um den anderen und wenn die angestrebten Verhaltensweisen richtig sind.

In einer pluralistischen Gesellschaft kann es nicht (nur) Aufgabe der Pädagogik sein, die *eine* richtige Verhaltensweise zu finden. Es ist überhaupt die Fähigkeit zu entwickeln, die den einzelnen in die Lage versetzt, (*s)eine* Verhaltensweise zu finden und sich an sie zu binden.

Damit ist nicht gesagt, daß alle Verhaltensweisen gleich gut sind, sondern daß bei der Sorge, das Richtige zu finden, nicht die andere Gefahr aus dem Auge verloren werden darf, daß jemand für sein Leben überhaupt keine Form findet und unverbindlich und oberflächlich lebt, da ja keine Lebensweise als die absolut richtige zu beweisen ist.

Im Unverbindlichen und Modischen zu verbleiben, könnte sich aber letztlich als gefährlicher und zerstörender auswirken, als sich für eine nicht in allem optimale Lebensweise entschieden zu haben.

Niemand kann gegenwärtig mit Sicherheit sagen, ob das derzeitige Sexualverhalten Jugendlicher (und Erwachsener) nur zu einer problematischen Verflachung und Gefährdung der menschlichen Beziehungen führt, oder ob es sich um eine Übergangssituation handelt zu einem zwar veränderten, aber durchaus auch von einem glaubenden Menschen verantwortbaren Verhalten.

Veränderungen im menschlichen und gesellschaftlichen Leben wurden immer von den einen mit Begeisterung begrüßt und von den anderen als eine Entwicklung, die zum Untergang führt, abgelehnt. Es gehört zur Wahrheit der Geschichte, daß einmal die einen und ein anderes Mal die anderen Recht bekommen haben.

Literaturhinweise:

- Berger Peter L., *Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft*, S. Fischer, Frankfurt 1980.
- Bopp Jörg, *Zur Moral der Jugendlichen. Wir machen es jetzt*, Kursbuch 60, Juni 1980, S. 23–42, Kursbuch/Rotbuch V. Berlin.
- Faßnacht Dieter, *Sexualität und Kultur*, Diesterweg V. Frankfurt-Berlin-München 1976.
- Fuchs Josef, *Sittliche Wahrheiten – Heilswahrheiten?* In: *Stimmen der Zeit*, 1982/10, S. 662–676.
- Kerstiens Ludwig, *Jugend auf der Suche nach Wertorientierung*, in: *Lebendiges Zeugnis* 1982/4, S. 25–35.
- Kümmel Friedrich, *Die Einsicht in das Gute als Aufgabe einer sittlichen Erziehung (Neue pädagogische Bemühungen Nr. 37)*, Berg V. Bochum 1968.
- Mieth Dietmar, *Die Kunst, zärtlich zu sein*, Herder, Freiburg 1982.
- Ruf A. K., Cooper E. J., *Grundkurs Sexualmoral; I: Geschlechtlichkeit und Liebe*, Herder, Freiburg 1982.
- Seeger D. A., *Schwierigkeiten mit der Moralverkündigung*, in: *Herder-Korrespondenz*, 36. Jg. (1982)/3 (März), S. 105–107.
- ders., *Das Menschliche, Kriterium christlicher Existenz?* In: *Concilium*, 18 (1982).
- ders., *Schwerpunkt: Personale Identität und Sexualität*, in: *Diokonia*, 8 (1977).
- Ziegler J. G., *Das Verständnis menschlicher Geschlechtlichkeit in der sexualethischen Diskussion*, in: *Theol.-prakt. Quartalschrift* 122 (1974) 36–45.
- Würthwein E./Merk O., *Verantwortung, Biblische Konfrontationen*, Kohlhammer Tb. 1009, Stuttgart 1982, S. 98–114.

Ein Blick in „Kunst und Kirche“, Heft 1/1983 „Raum geben“

Dieses Heft beschäftigt sich mit dem Raum für die christliche Gemeinde und seiner Handhabung in der Kirchenarchitektur unserer Zeit. Die Namen dreier Pioniere auf diesem Gebiet stehen dabei im Zentrum: Otto Bartning, Rudolf Schwarz und Emil Steffann.

Aus dem Inhalt:

Redaktion: „Erst heute richtig aktuell . . .“ + „Einblick in die Werkstatt“ + Oskar Söhnen: „Zum 100. Geburtstag von Otto Bartning“ + Helmut Striffler: „Otto Bartning“ + Nikolaus Rosiny: „Die Aktualität des Werkes von Rudolf Schwarz und Emil Steffann“ + Herbert Muck: „Rudolf Schwarz“ + Günter Rombold: „Emil Steffann“ + Herbert Muck: „Der Raum“ + Herbert Muck: „Vorgänge im Raum“ + Hans Blankenstein: „Ein Beginn von Bewegung“ + Bernd Selbmann: „Raum konkret – Ästhetische Wertung aus dem Handeln“ + Herbert Muck: „Neueinrichtung geprobt, ausgeführt und erprobt“ + Hans Blankenstein: „Kirchengemeinde und Denkmalschutz“ + Curt Grützmacher: „Raumgestalt in der Malerei“ + Friedrich Gleiss und Heinz Hertel: „Ein bemerkenswerter Kirchbauverein“.

Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt beim ÖÖ. Landesverlag Ges. m. b. H., Landstraße 41, A-4020 Linz.

Inland: Einzelheft: öS 95,-; Jahresabonnement: öS 350,-. Alle Preise zuzüglich Porto.